



Tues Welt ist der Hof. Hier lebt er mit seinen Eltern und seinen beiden Geschwistern. Es gibt acht Hunde, Kühe und Tierkadaver. Über Tues Bett klebt ein selbstleuchtender Stern mit Kaugummi fest. Tues Vater liest die Zeitung von hinten, die Todesanzeigen zuerst. Tues Mutter zockt und spricht nicht viel, dabei hat sie eine schöne Stimme. Zum Frühstück gibt es Butterbrot mit Zucker. Das Geld fehlt, aber durch Hunde-Zucht, Goldzahn-Verkauf oder Kupferkabel-Klau ist auch mal eine Flasche Wein aus Kalifornien drin. Das ist dann wie Urlaub. Doch Tue sehnt sich nach mehr, er entdeckt seine Homosexualität, knüpft Freundschaften, und nach den Sommerferien will er das Gymnasium besuchen.

THOMAS KORSGAARD, geboren 1995, schrieb seinen Debütroman »Hof« mit gerade mal 21 Jahren. Band 2 und 3 der Trilogie folgten wenige Jahre später. Seine Romane haben sich in Dänemark mehr als 300.000 Mal verkauft. Für seinen letzten Roman wurde Thomas Korsgaard mit dem Literaturpreis »Der Goldene Lorbeer« ausgezeichnet und ist damit der jüngste Preisträger aller Zeiten. Bei Kanon erscheinen Band 2 »Stadt« im Frühjahr 25 und Band 3 »Paradies« im Herbst 25.

JUSTUS CARL, geboren 1991, Studium der Politikwissenschaften, Romanistik und Skandinavistik in Frankfurt am Main. Seit 2017 freiberuflicher Übersetzer. Stipendiat der Berliner Übersetzerwerkstatt 2020 im LCB Berlin.

KERSTIN SCHÖPS arbeitet seit zwanzig Jahren als Übersetzerin und Lektorin aus den skandinavischen Sprachen. Stipendiatin der Berliner Übersetzerwerkstatt 2016 im LCB Berlin. Zu den von ihr übersetzten Autoren zählen Arne Dahl, Johan Theorin, Jesper Juul und Stina Jackson.

HOF

ROMAN

THOMAS
KORSGAARD

Aus dem Dänischen von
Justus Carl und Kerstin Schöps

kanon verlag

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel *Hvis der skulle komme et menneske forbi* bei Forlaget Lindhardt og Ringhof, Kopenhagen.

Die Übersetzung dieses Buches wurde von der Danish Arts Foundation gefördert.



Danish Arts
Foundation

ISBN 978-3-98568-128-0

1. Auflage 2024

© Kanon Verlag Berlin GmbH, 2024

Covergestaltung: FinePic®, München

Herstellung: Daniel Klotz / Die Lettertypen

Satz: Ingo Neumann / boldfish

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

www.kanon-verlag.de

Thomas Korsgaard

Hof

Es war, als wäre der Tod ein Teil von mir, obwohl ich noch nicht besonders alt war. Irgendwie war er immer da. Ich hatte zwar noch nie jemanden sterben sehen, aber ein kleiner Junge weiß gleichzeitig viel zu viel und so gut wie nichts über den Tod. Ich stellte mir vor, was wohl passieren würde, wenn mein Vater morgen sterben sollte. Als wäre nur der Tod in der Lage, alles zu verändern. Wenn mein Vater morgen stirbt, stellte ich mir vor, aber dann überkam mich eine kolossale Traurigkeit, die wie eine Faust in meinem Magen lag und wie Hunger brannte. Solche Dinge darf man einfach nicht denken. Trotzdem kehrte der Gedanke immer wieder zurück.

Wenn mein Vater morgen sterben sollte, würde ich in der Kirche eine Rede halten. Kirchen haben eine gute Akustik, aber ich wäre wahrscheinlich der Einzige, der etwas sagen würde. In meiner Familie ist es nicht üblich, dass man bei besonderen Anlässen eine Rede hält. Das letzte Mal hat es jemand auf der Hochzeit meines Cousins Arne versucht. Er hatte seine Frau Dak von einer Thailand-Reise mit nach Hause gebracht. Als sie bei der Feier einen Teelöffel gegen ihr Glas schlug, um ihrem Ehemann in einer Mischung aus ihrer Muttersprache und gebrochenem Englisch ewige Liebe und Treue zu schwören, ruinierte mein Onkel das Ganze. Bevor sie überhaupt dazu kam, etwas zu sagen, stand er von seinem Platz am Tisch auf und stieß ein lautes »Prost« aus. Dak revanchierte sich, als mein Onkel und seine Frau Jonna im Jahr darauf zu Besuch kamen, indem sie das Essen so scharf würzte, dass im Anschluss nicht nur ihre Ehe annulliert wurde, sondern auch ihre Aufenthaltserlaubnis. Auf der Beerdigung meines

eigenen Vaters würde ich eine Rede halten. Nur eine kurze Rede. Das hat er verdient.

Meine Familie wohnte tief im Landesinneren, auf der anderen Seite des Damms, hinter der Stadt. Mit seinen hohen Silos und dem Bahnhofsgebäude, an dem täglich über 12 Züge abfuhr, ragte Skive mitten aus der Einöde empor. Die Züge fuhr nach Kopenhagen und Hamburg. Auf meiner Seite des Damms lagen viele kleine Dörfer. Nørre Ørum hieß der Ort, in dem wir wohnten. Ein Vorort der Finsternis, eingequetscht zwischen unzähligen anderen unbedeutenden Dörfern. Ich glaube, es ist für niemanden gut, für längere Zeit dort zu leben. Überall war so viel Tod. Jeden einzelnen Tag füllten die Todesanzeigen eine ganze Seite in der Zeitung. Mein Vater las das Folkebladet immer von hinten, und die Todesanzeigen schlug er meistens als Erstes auf. Jetzt ist der und der gestorben, und jetzt ist die und die tot. Aber der Tod selbst war nicht das Schlimmste. Das Schlimmste war, dass die Trauer nicht weiterziehen konnte. Sie blieb in den Leuten stecken und machte etwas mit ihnen. In meiner Familie weinte auch nie jemand. Nur meine Mutter, dafür allerdings die ganze Zeit. Aber daran hatte ich mich gewöhnt. Vielleicht könnte meine Rede die Leute ordentlich zum Weinen bringen, wenn sie berührend genug war. Wenn die Leute nie weinen, werden sie so eigenartig. Dann verschwindet etwas in ihren Augen.

In der Kirche von Nørre Ørum würden überall Gestecke mit langen, weißen Lilien herumliegen, auch wenn Jonna sie hasst. Sie kann ihren aufdringlichen Geruch nicht ausstehen. Auf dem Altar würden Kerzen brennen. Überhaupt gäbe es viele Eindrücke zu verarbeiten, obwohl das nichts daran ändern würde, dass der Bestatter aus der Region wahrscheinlich eine halbe Stunde zu spät mit dem Sarg aufkreuzt. Sein Leichenwagen, ein wenig vertrauenerweckender Volvo 940 ohne Partikelfilter, würde auf der Landstraße

liegen bleiben. Das kommt so gut wie bei jeder Beerdigung in Nørre Ørum vor. Am Ende würde der Sarg also von einem Mann in Warnweste von der Dänischen Pannenhilfe geliefert werden, und Bent Graver würde unten an der Vorhalle stehen, die Hände aus den Taschen seines Blaumanns ziehen und den Sarg in Empfang nehmen. Anschließend würde er mit dem Mann von der Dänischen Pannenhilfe ein Bier aus dem Kühlschrank seines Geräteschuppens trinken, um der alten Freundschaft willen. Bent Graver muss im Übrigen ziemlich tief graben, wenn die Behörden nicht hinterher angerannt kommen sollen. Aber Bent Graver hat das alles im Griff, und wenn mein Vater morgen sterben sollte, würde ich mich trotzdem auf diese Menschen verlassen. In Nørre Ørum haben sie Routine, was den Tod angeht, und wenn man in Nørre Ørum tot ist, ist man nicht einmal das. Entweder heißt es, dass man von uns gegangen ist, oder dass man toud ist. In Nørre Ørum biegt man die Wortendungen, die ernstesten Wörter würgt man beinahe heraus. Das ist kein Dialekt, sondern das Gegenteil – eine verlorene Sprache.

Henning Antonsen ist der Pfarrer unserer Gemeinde, und er hat eine Menge Beerdigungen auf dem Buckel, außerdem ist er für einen Putsch im Gemeinderat bekannt. Irgendwann einmal war der Ort im Begriff, zu einer Hochburg für Zugezogene zu werden, die Bibelzeltlager und solche Dinge veranstalteten. Henning Antonsen schöpfte Verdacht, als sie vor einer Gemeinderatswahl plötzlich jeden Sonntag in die Kirche kamen. Kurzerhand besetzte Henning Antonsen den Rat mit drei Bekloppten, damit er die Gemeinde ohne Gezeter weiterleiten konnte. Wenn mein Vater morgen sterben sollte, würde Henning Antonsen die drei Psalmen vorschlagen, die er immer wählt, egal ob Hochzeit oder Beerdigung. Ich hätte ihn dann schon im Voraus gebeten, die Lautsprecheranlage auszuscha­lten, damit Großmutter auch mit ihrem Hörgerät nichts

mitbekommt, aber er hätte sich hartnäckig geweigert, denn alle haben das Recht, Gottes Wort zu empfangen, und so würde er vor der Gemeinde stehen und das Gleiche herunterleiern wie immer – dass der Verstorbene ein besonderer Mann gewesen sei – und mit seiner hellen Stimme predigen, während sein Adamsapfel den Worten beim Auf und Ab folgt.

»Lieber Papa«, könnte ich meine Rede beginnen, und schon da würde Jonna meinem Onkel irgendetwas zuflüstern, denn das tut sie immer. Ihnen gehört der größte Schweinebetrieb in Herning und Umgebung, und wenn mein Vater morgen sterben sollte, wäre er seine Schulden bei ihnen noch immer nicht los.

Es würde keinen Leichenschmaus im Anschluss geben, denn mein Vater hat nicht viele Freunde. Alle würden nach der Kirche nach Hause fahren und mit ihrem Leben dort weitermachen, wo sie aufgehört haben. Aber es wäre auch schön ohne Leichenschmaus. Dann würde sich die Familie auf den Ledermöbeln versammeln und es sich auf Befehl gemütlich machen. Mit ein paar Tortenfähnchen auf Halbmast, Dr. Niensens Bitterlikör und all den anderen Bestandteilen, die zu solchen festlichen Begebenheiten gehören. Und alle würden versuchen, es wegzulächeln; es ein wenig optimistisch zu betrachten, denn in Nørre Ørum gibt es immer irgendeinen Grund, zu feiern, und nichts ist so schlimm, dass es nicht auch für etwas gut wäre, würde Jonna sagen. Und ich würde denken, dass dieselbe Frau immer und überall sagt, es gibt keinen Anlass, in Jubel auszubrechen, und dass ihr Pagenschnitt ihr ziemlich schwer ins Gesicht fällt.

Wenn mein Vater morgen sterben sollte, wäre ich der Erste in der Erbfolge. Es sei denn, die Gläubiger oder mein Onkel kommen zuerst an die Reihe, mit solchen Dingen kenne ich mich nicht aus. Ich würde einen stillgelegten Bauernhof erben, die verrückten Hunde, einen elektrischen Heizlüfter für kalte Wintertage, einen

Stapel alter Fliesen, einen unbenutzten Weihnachtsbaumständer, drei Gefriertruhen, einen Blaumann, einen amerikanischen Kühlschrank von einem Tauschgeschäft, und ein Paar lange Unterhosen. Ich würde meine Rede auf Erinnerungen aufbauen. Von allem, an das ich mich erinnern sollte, sehe ich die Tage am klarsten, die am langsamsten vergingen. Dort, wo ich herkomme, ist Langsamkeit eine Grundvoraussetzung, und was in Nørre Ørum passiert, bleibt in Nørre Ørum, wie unser Nachbar Frank sagte, als er meinem Vater unter der Hand einen gebrauchten Holzhäcksler für 50.000 Kronen abkaufte. Auf dem Friedhof läge sein Grabstein dann flach in der Erde. Er wäre angeschliffen, und darauf wären als einziges Andenken der Name meines Vaters, sein Geburts- und sein Todesdatum eingraviert. Würde ich eine Rede halten, würde ich ihn zu Worten werden lassen. Irgendetwas Nettes kann man schließlich immer sagen. Es müsste nicht unbedingt eine lange Rede sein. Nur ein paar kurze Beschreibungen seines Lebens und eine Floskel zur Abrundung. Manche Dinge können erst gesagt werden, wenn Leute tot sind.

KAPITEL 1

Es fing mit den Ratten an. Ich war zwölf, und meine Eltern waren unsterblich. Für sie waren die Ratten kein Zeichen für irgendetwas. Die Tiere liefen einfach jede Nacht hinter der Holzverschalung unserer Einbauküche herum. Sie hatten sich ihren Weg durch die Glaswolle hinter der Fassade genagt und wuselten jetzt dort herum, wo die Schubladen endeten. Man konnte ihre Krallen hören, wenn sie über das Holz flitzten. Sie fraßen alles, was ihnen zwischen die Zähne kam. Brot- und Kuchenkrümel, die sie auf den Böden der Schubladen fanden. Zwiebeln und Kartoffeln aus dem Schrank unter der Spüle. Selbst die kleinen Spülmaschinentabs und den Entkalker nagten sie an, ohne Schaden zu nehmen. Das Rattennest stank bestialisch. Mein Vater hatte eine Plastikschißel mit hellrotem Gift in den Schrank unter der Spüle gestellt. Wir sollten es auf keinen Fall anfassen, sagte meine Mutter. Doch das Gift nützte nichts, und eine Woche später waren die Ratten immer noch am Leben. Sie hatten das Gift nicht einmal angerührt.

»Die dänische Ratte ist widerstandsfähig geworden«, sagte mein Vater.

»Wir können einen Kammerjäger rufen«, schlug meine Mutter vor.

»Njaaaaa«, wich er aus. »Immer mit der Ruhe, Lonny.«

»Ich halte das nicht mehr aus, das ist einfach nur ekelhaft.«

»Wir kümmern uns selbst drum. Das kriege ich hin.«

»Wenn du meinst.«

Mein Vater ging nach draußen und schaltete den motorbetriebenen Schleifstein an, der in der Scheune stand. Das Kreischen der Maschine drang durchs ganze Haus. Mit einem scharfen

Spaten in der einen Hand und einem Brecheisen in der anderen kam mein Vater zurück nach drinnen.

»Jetzt passt mal gut auf«, sagte er. Dann schloss er die Türen zur Küche, stemmte die Holzverschalung mit dem Brecheisen auf und ließ die Ratten durch den Raum laufen. Er stand in seinem blauen Arbeitsoverall in der Küche, hob den Spaten bis zu den Schultern und ließ ihn fallen. Auf diese Weise hackte er die Ratten in zwei Hälften, und jedes Mal, wenn der Spaten durch den Linoleumboden stieß und das Betonfundament traf, schepperte es metallisch. Eine Ratte nach der anderen erledigte er so. Sie lagen in ihren Blutlachen auf dem Küchenboden, bei einer Ratte waren die Innereien nach außen gestülpt. Als er fertig war, wischte meine Mutter alles mit einem Lappen auf, und mein Vater nagelte die Holzpaneele wieder an ihren Platz. Die Ratten wurden auf den Haufen mit den toten Tieren auf unserem Hofplatz geworfen. Tote Tiere verwesen erst, wenn man sie so lange liegen lässt, bis die Maden unter ihre Haut gekrochen sind und die Kontrolle über die Körper übernommen haben. Dann legen sich die Haare in glatte, fettige Falten, und wenn die Fliegen in ihre ausgetrockneten Augen kacken, fangen sie an zu stinken. An Lungenentzündung verendete Kälber, manchmal die Leiche einer wilden Katze oder ein von einem Fuchs zerfetztes Huhn. Es kam vor, dass ich in die leeren Pupillen eines kürzlich gestorbenen Kalbs starrte, und eine Weile sammelte ich die Ohrmarken. Mein Vater fütterte ihnen präventiv Antibiotika, damit sie nicht krank wurden, aber das half nichts. Es ist schwer, Bauer zu sein, wenn die Tiere einfach so verrecken, sagte er einmal, nachdem er wieder einen Kadaver aus dem Stall getragen hatte. Einmal im Monat wurden alle toten Tiere in ganz Nørre Ørum eingesammelt und in die Verbrennungsanlage gebracht, aber auf dem Hof wirbelte ständig irgendwelches Ungeziefer durch die Luft, und der Gestank verschwand nie ganz.

In unserem Hausflur wohnten an die acht Hunde. Wir hatten gerade einen neuen Wurf Welpen bekommen, und meine Eltern wussten nicht, was sie mit ihnen anfangen sollten. Manchmal wollten sie spielen, aber ihr Atem war nicht auszuhalten. Mein Vater liebte die Hunde, weil sie genau das taten, was er sagte. Einer war viel größer als die anderen. Ein Labrador, der nach allem und jedem schnappte. Wir hatten ihn von meinem Cousin Arne geerbt. Dak, seine Frau, hatte verlangt, dass er von ihrem Grundstück verschwand. Er hatte einen Fensterrahmen zerbitzen, und für Dak waren Hunde etwas zum Essen.

»Willst du den verdammten Labrador nicht bald kastrieren lassen?«, fragte meine Mutter.

»Der wird nicht kastriert. Bist du bescheuert, oder was?«

»Wir können es uns nicht leisten, die Tölen zu behalten. Die fressen in einer Tour.«

»Wir können die Welpen ja verkaufen.«

»Wie willst du bitte fünf Mischlinge ohne Stammbaum loswerden? Keine Chance.«

»Doch«, entgegnete mein Vater. Meine Mutter schüttelte den Kopf, aber ich glaubte meinem Vater. Ihm gelang fast alles.

Ich kaute sehr langsam beim Abendessen. Irgendwo hatte ich gehört, dass man jeden Bissen am besten mehr als dreißig Mal kauen sollte, um keine Verstopfung zu bekommen. Für mich gab es nichts Schlimmeres, als Verstopfung zu haben. Das war um Welten schlimmer als Dünnschiss. Meine Mutter hatte bereits ein Bein auf den Stuhl gezogen und rauchte eine Zigarette. Den Teller benutzte sie als Aschenbecher. Mein Vater kaute am Hühnerknochen, nagte alles Fleisch davon ab und warf ihn den Hunden hin, die das Abendessen am Boden liegend verfolgten.

»So, jetzt hört aber auf zu betteln«, sagte mein Vater zu den Hunden, nachdem er ihnen den Knochen hingeworfen hatte.

»Damit hören sie bestimmt nicht auf, wenn du sie am Tisch fütterst«, sagte meine Mutter.

»Den Knochen können sie ruhig kriegen«, sagte er, und seine Hand verschwand unter dem Tisch, um einen der Hunde zu kraulen.

»Aber du bringst ihnen nur bei, zu betteln, wenn du ihnen am Tisch zu Essen gibst. Das sind solche Schleimer.«

»Willst du ihnen lieber Futter kaufen?«, fragte er.

»Es sind deine Hunde, die kosten uns schon genug Geld.«

»Es sind unsere Hunde, ich habe doch gesehen, wie du einen gestreichelt hast«, sagte er. »Wenn du dir wenigstens eine Arbeit suchen würdest.«

»Ich bin gerade im Mutterschutz.«

»Ja, ja, aber nach der Geburt musst du schnell wieder ran. So wie jetzt ist das nichts.«

»Es wird schon gehen«, sagte meine Mutter und drückte die Kippe fest auf dem Teller aus. Mein Vater nahm die letzten Kartoffeln aus dem Topf, während Nina sich die Ohren zuhielt. Ich versuchte, ihr zuzulächeln.

»Ja, du hast recht, es könnte schlimmer sein.« Mein Vater atmete tief ein. Der Bauch meiner Mutter war groß geworden. Aufgebläht wie ein Heliumballon oder ein Kürbis. Sie hatte mir erzählt, dass wir noch ein Schwesterchen bekommen würden. Sie redeten nicht wirklich darüber, mein Vater und sie. Ich wollte wissen, wann es soweit war, und mein Vater sagte, es würde noch eine Weile dauern. Erst gegen Ende des Jahres.

»Nee, weißt du, was uns Geld kostet?«, fragte er meine Mutter.

»Nein.« Sie räumte die Teller ab und kratze alle Reste in eine große Schüssel für die Hunde. Manchmal gab es einen Klecks Soße obendrauf. Damit sie ein gutes Winterpolster ansetzten, meinte mein Vater.

»Was uns viel Geld kostet?«, wiederholte er.

»Vieles kostet Geld«, antwortete meine Mutter und stellte die Schüssel unter den Tisch.

»Kinder kriegen kostet Geld. Denkst du nicht, da schaffen wir es auch, ein paar Hunde zu haben?«, sagte er, während er den dicksten Hund hinter den Ohren kraulte.

»Außerdem ist es gut, wenn Kinder lernen, sich um Tiere zu kümmern.« Er beugte sich vor und schaute dem Hund in die Augen.

»Ich hab dich lieb, du kleiner Dicker, du bist ein gutes Hundchen.« Die anderen drängelten sich um die Schüssel und schubsten einander, um die Soße abschlecken zu können.

»Ich will lieber ein Kaninchen«, quengelte Morten.

»Das kannst du dir gleich abschminken. Jetzt haben wir die Hunde, und dabei bleibt es.«

»Warum darf Tue dann Fische haben? Das ist unfair«, beschwerte sich Morten.

»Halt die Klappe! Einen Scheiß ist das unfair«, widersprach ich.

»Muss ich dir den Mund auswaschen?«, fragte mein Vater. Das sagte er manchmal, wenn wir fluchten. Dass er uns den Mund mit Wasser und Seife auswaschen würde. Mit Schmierseife.

»Ich war heute Morgen schon im Bad«, antwortete ich.

»Du sollst keine Widerworte geben!«

Die Unterlippe meines Vaters verschwand zwischen seinen Zähnen, und ich räumte die Teller ab und stellte sie vor die Spüle, bevor ich nach oben in mein Zimmer ging. Man soll seine Kämpfe mit Bedacht wählen, hatte meine Mutter einmal gesagt, und daran versuchte ich mich zu halten.

Kurz darauf überfuhr meine Mutter den Labrador aus Versehen. Sie legte ihn zu den anderen toten Tieren, so fand mein Vater es heraus.

»Das war der einzige Rüde, ist dir das klar?«, schimpfte er, als er hereinkam. »Pass verdammt nochmal auf, wo du hinfährst.«

»Es war ein Unfall.«

»Verdammt – wenigstens haben wir noch die Welpen bekommen«, sagte mein Vater. Mutter legte eine Hand auf ihren dicken Bauch und ging ins Bett. Schwanger zu sein, sei anstrengend, sagte sie, ihr wurde oft übel. An ihrem Bauch hatten sich lange Dehnungsstreifen gebildet. Sie schlief die ganze Zeit und war schnell außer Atem. Die Welpen waren bald bereit für den Verkauf. Ich schlug vor, den Labrador draußen im Garten zu begraben. Mein Vater war einverstanden, solange er unter einen der Rhododendronsträucher kam. Er meinte, es sei gut für Rhododendren, in saurer Erde zu wachsen. Morten, Nina und ich sahen zu, wie mein Vater den Hund mit Mulch bedeckte. Dann klopfte er die Erde mit der Schaufel platt und setzte einen großen Stein auf das Grab, den er beim Mähen der Wiese hinter dem Haus gefunden hatte. Einige Tage später besorgte er auf einem Trödelmarkt einen neuen Rüden. Ein Foxterrier, der auch nie einen Namen bekam.

KAPITEL 2

An Silvester hatte meine Mutter noch nicht entbunden. Sie war mit meinem Vater vor einigen Tagen ins Krankenhaus gefahren und seitdem nicht wieder nach Hause gekommen. Mein Vater war schnell wieder aus dem Krankenhaus zurück. Er musste arbeiten und war den ganzen Tag draußen, mistete den Stall aus und molk die Kühe morgens und nachmittags. Deshalb passten Oma Ruth und O. P. auf uns auf. Sie übernachteten bei uns und sollten uns die Wartezeit auf die neue kleine Schwester verkürzen. Oma schlug vor, den Esstisch ins Wohnzimmer zu stellen, schließlich war Silvester, so konnten wir beim Essen fernsehen. Sie stand in ihrer gelben Windjacke im Flur und lächelte mich an. Gerade war sie draußen gewesen und hatte meinen Vater gefragt, wann er damit rechnete, mit der Arbeit im Stall fertig zu sein. O. P. kam in den Flur.

»Gibt es bald was zu essen?«, fragte er.

»Lars ist noch nicht fertig«, antwortete Oma.

»Sollen wir dann nicht einfach schon was kochen? Die Kinder haben doch Hunger.«

»Ja.«

»Wir könnten Krabbenbrote Spezial machen, und an Silvester läuft bestimmt auch ein guter Film«, schlug O. P. vor.

»Ja, das können wir machen«, sagte Oma, »aber ums Essen-machen darfst du dich kümmern. Ich bin schließlich kein wandelndes Bistro.«

Das Problem war nur, dass O. P. gar nicht kochen konnte, sodass am Ende doch Oma die Sternschnuppen, Brote mit Schollenfilets,

Krabben, Spargel und Mayonnaise zubereitete. Als ich zu ihr in die Küche ging, schnitt sie gerade eine Zitrone in Scheiben. Sie legte sie auf die Schollenfilets und trocknete ihre Hand an einem Tuch ab, das sie sich um den Bauch gebunden hatte.

»Na, Tue, magst du auch eine Schnuppe auf deinem Stern?«

»Klar doch!«

»Oder zwei?«

»Drei!«

»Wunderbar, dann mach gleich das hier mal auf.«

Sie reichte mir ein tropfnasses Glas mit eingelegtem Spargel. Ich bekam den Deckel nicht auf, jedes Mal, wenn ich es versuchte, rutschte ich ab.

»Das klappt nicht«, sagte ich.

Oma nahm einen Fleischklopfer aus der Schublade unter dem Herd und schlug auf den Deckel, bis er endlich nachgab. Sie schraubte ihn ab und stöhnte zufrieden.

»So, jetzt gibt's Spargel! Gießt du die Lake ab, Tue?«

»Kann man die nicht für irgendwas nehmen?«

»Nein, pfui Teufel, die schmeckt nicht.«

Ich musste wieder an meine Mutter denken und konnte nicht anders, als zu fragen.

»Oma?«

»Mmh«, machte sie, während sie hochkonzentriert die Spargelstücke auf die Fischfilets legte.

»Warum ist Mama eigentlich so lange im Krankenhaus?«

»Das dürfen wir nicht sagen, Schätzchen.«

»Kann sie nicht einfach heute Abend nach Hause kommen?«

»Nein, das kann sie nicht, mein Schatz.«

»Warum denn nicht?«

Bevor sie mir eine Antwort geben konnte, kam O.P. in die Küche.

»Das ist nichts für Kinder«, murmelte er und warf Oma einen Blick zu. Sie zischte ein »Psst!« in seine Richtung und bat ihn, die Teller ins Wohnzimmer zu tragen. Es geschah nur selten, dass wir das Essen serviert bekamen.

»Das ist ja wie in einem Restaurant«, sagte Morten. Er saß vor dem Fernseher, bekam aber trotzdem alles mit, was im Haus vor sich ging. Es war unmöglich herauszufinden, was nicht stimmte, wenn sie nicht damit herausrücken wollten. Mein Vater sprach nicht einmal darüber. Den ganzen Tag war er draußen bei den Kühen, und wenn man nachfragte, redete er einfach über etwas anderes. Ich erfand eigene Geschichten, weshalb meine Mutter nicht zu Hause sein konnte. Vielleicht hatte sich die kleine Schwester auf dem Weg nach draußen verspätet. Vielleicht waren die Hebammen im Urlaub. Vielleicht war meine Mutter tot. Nein, sie konnte auf keinen Fall tot sein, sonst hätten sie etwas gesagt. Die Kinder sind die ersten, die erfahren, wenn ihre Eltern tot sind, und sie war doch erst 36 Jahre alt. Man stirbt nicht mit 36, dachte ich.

Es war eigenartig, Silvester ohne sie zu feiern. In den anderen Dörfern fingen sie schon am Nachmittag mit dem Feuerwerk an. Die Raketen fielen vom Himmel und brannten sich durch die gefrorene Landschaft. Wir standen am Fenster und sahen zu, wie der Himmel glühte und die gesamte Gegend erleuchtet wurde. Wie ein Krieg über unseren Köpfen, der keinem bestimmten Feind galt. Ein neues Jahr war auf dem Weg. Das Wetter konnte sich nicht entscheiden, und das Tauwasser war wieder zu Eis gefroren. Auf der Terrasse stand unser Tannenbaum, er war voller weißer Eiszapfen. Wir hatten ihn rausgeschmissen, weil er schon angefangen hatte zu nadeln. Ein paar Lamettaresten hingen noch an den Zweigen fest. Bei jedem Windstoß fielen weitere Nadeln ab. Wir hatten keine Silvesterknaller gekauft, O. P. fand, das war Geldverschwendung.

»Dürfen wir rausgehen?«, fragte ich O. P., nachdem wir gegessen hatten. Er saß auf dem Sofa und schaute sich einen alten dänischen Film an.

»Ich finde nicht. Draußen ist Peitschenwetter.«

»Komm schon«, quengelte Morten.

Da kam Oma mit einer kleinen Tüte in der Hand aus der Küche.

»Was habt ihr denn vor?«, fragte sie und zwinkerte uns zu.

»Gar nichts«, antworteten wir.

»Ruth, also wirklich«, schimpfte O. P.

»Lass sie an Silvester doch ihren Spaß haben«, sagte sie. »Macht ihr Unfug?«

»Nee«, sagte ich.

»Denkt aber an die Schutzbrillen«, ermahnte sie uns. Ich schaute in die Tüte; darin waren ein paar Kracher für Kinder, ich zeigte sie Morten. Wir hatten keine Schutzbrillen, aber das behielt ich für mich.

Ich half Morten in seinen Schneeanzug und nahm ihn an der Hand. Wir liefen ein Stück aufs Feld und gaben den Gedanken auf, den Briefkasten unseres Nachbarn in die Luft zu sprengen. Bis dahin war es zu weit. Außerdem hatten wir nur ein paar Knallerbsen und eine Konfettikanone. Wir froren, und ich fand, dass es am besten war, umzukehren und wieder nach Hause zu gehen. Morten folgte mir.

Später kam mein Vater aus dem Stall. Er schief auf dem Sessel ein, während der Fernseher lief. O. P. lachte über den Film, den er eingeschaltet hatte. Einer mit Chuck Norris.

»Psst«, machte Oma und zeigte auf meinen Vater. O. P. steckte die Finger in eine Schale mit einem Dip und lutschte an ihnen, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden. Ich nahm einen Schluck von Papas Bier.

»Wo ist Mama, könnt ihr das nicht mal sagen?«, fragte Morten, aber die Antwort blieb aus.

»Sie kommt heute Abend nicht, Schätzchen«, sagte Oma.

Also wandte er sich stattdessen an O. P.

O. P.s Gesicht bekam einen seltsamen Ausdruck, aber er sagte nichts. Eines Tages würde sie schon von allein wieder auftauchen, dachte ich. Wir setzten uns aufs Ecksofa, knabberten Käseflips und sahen so lange Filme, dass wir gar nicht mitbekamen, dass das neue Jahr begann, und am nächsten Morgen wachte ich auf, als Oma uns wachrüttelte.

»Frohes neues Jahr, ihr beiden«, sagte sie. Der Fernseher lief immer noch. Nina saß mit einem riesigen Milchschnurrbart auf dem Sessel meines Vaters. Sie war erst drei Jahre alt und begriff nichts. Man konnte sich nicht mit ihr unterhalten. Ich hatte Lust, nach draußen zu gehen, ich wollte die Silvesterraketen einsammeln. Als ich über die Felder rannte, waren mir alle Hunde auf den Fersen. Ich brüllte sie an, aber sie liefen nicht zurück zum Haus. Meine Skihose war viel zu groß und unpraktisch, und ich stolperte über meine eigenen Füße. Ich rappelte mich wieder auf und lief weiter, einen großen, schwarzen Müllsack hinter mir her schleifend. Die hellblauen Tannen entlang der Straße ließen den Winter noch kälter wirken. Als ich mit den Raketen nach Hause kam, versteckte ich sie hinter einer Tür im Stall. Unten waren sie verkohlt, und aus einer der Fontänen rieselte es auf den Stallboden.

KAPITEL 3

An einem der ersten Schultage nach den Weihnachtsferien befand ich mich auf dem Weg ins Büro der Rektorin. Auf den Fluren war sonst niemand, alle saßen in ihren Klassenzimmern. Ich ging an der Wand entlang und fuhr mit der Hand über die gelben Mauersteine. Mein Kopf war schwer, und die Augen fielen mir ständig zu, obwohl ich die ganze Nacht geschlafen hatte. In der Theorie konnte ich einfach abhauen, aber das würde nicht gut enden. Einmal hatten ein paar Jungs aus der Klasse versucht, mitten am Tag nach Hause zu gehen, aber sie waren von einer Lehrerin abgeholt und zurück in die Schule gefahren worden.

Das Schlimmste daran, zu Margit geschickt zu werden, war, dass man sich erklären sollte. Margit wollte immer, dass man von sich aus sagte, was man getan hatte, und danach sah sie einen mit einem Blick an, der die meisten dazu brachte, ihr Büro heulend zu verlassen. Aber ich war abgehärtet und kannte die Prozedur. Man musste es nur überstehen.

Wenn ich in der Schule war, gab es fast immer Probleme. Das sagte meine Klassenlehrerin Inga, und es stimmte. Alte Probleme, die meine Lehrer nach wie vor verärgerten, oder neue, die entweder etwas mit mir zu tun hatten oder es bald taten.

Margit wollte mich sprechen, weil ich frech zu unserer Hauswirtschaftslehrerin gewesen war. Wir sollten ein Weihnachtssessen kochen, und dabei hatte ich unsere Lehrerin immer wieder gefragt, ob nicht Essig in den Milchreis gehörte. Außerdem hatte ich statt vieler kleiner einen großen Pfefferkuchen aus dem Teig geformt und in den Ofen geschoben. Unsere Lehrerin fand das überhaupt

nicht witzig, aber die anderen aus der Klasse lachten darüber. Das brachte sie vollends zum Ausflippen. Sie schrie mir ins Gesicht, dass nur Reis in den Milchreis kam und sonst gar nichts, aber das stimmte ja auch nicht ganz. Als ich sie darauf hinwies, deutete sie auf die Tür und schickte mich in Margits Büro. Sie bebte vor Zorn.

Jetzt saß ich Margit gegenüber und sah mich im Raum um. Wenn ich mit den Füßen wippte, hörte ich die Enden meiner Schnürsenkel auf den Boden schlagen. Ich band sie so gut wie nie zu, das dauerte zu lang. Aus dem Büro nebenan hörte ich die Sekretärin auf ihrer Computertastatur tippen. Ab und zu klingelte ein Telefon, das niemand abnahm.

»Du bist zum Klassenclown geworden, Tue«, sagte Margit.

»Bin ich gar nicht.«

»Du schlüpfst da in eine Rolle, Tue. Eigentlich bist du vernünftiger, davon bin ich überzeugt.«

»Was habe ich denn falsch gemacht? Können Sie das nicht einfach sagen?«

»Du machst Quatsch, verschwendest Zeit ... und das ist in Ordnung, aber du verschwendest auch die Zeit der anderen.«

»Mhm«, machte ich nur und schaute auf den Boden. Ich hatte keine Lust mehr, zuzuhören.

»So geht das hier nicht«, sagte sie, während sie mich in ihrem türkisfarbenen Pullover anlächelte und mit einem Kugelschreiber klickte.

»Wieso haben Sie es auf mich abgesehen?«, fragte ich.

»Das habe ich nicht.«

Hinter ihr stand eine große Glasschüssel mit Werther's Original Sahnebonbons. Michael und Kris bekamen einmal welche, weil sie ihren Streit beendeten, der über mehrere Monate gegangen war.

»Du musst langsam anfangen, dich wie die anderen Kinder zu benehmen«, sagte sie.

»Warum denn?«

»Weil es hier eben gewisse Regeln gibt.«

»Margit?«, fragte ich. »Darf ich Ihr Handy ausleihen und meinen Vater anrufen?«

Sie nickte genervt.

»Das ändert nichts an dem, was ich gesagt habe.«

Ich nahm das Handy, wählte die Nummer und bat meinen Vater, in die Schule zu kommen. Bevor ich auflegte, fragte ich ihn, ob er mir nicht ein Pausenbrot mitbringen könnte.

»Er kommt gleich«, sagte ich.

Margit nahm eine Zeitung und breitete sie vor mir aus.

»Auf das hier versuchen wir euch vorzubereiten«, sagte sie und tippte mit dem Zeigefinger darauf. Solange ich auf meinen Vater wartete, kaute ich an den Nägeln und malte allen Gesichtern in der Zeitung Brillen und Schnurrbärte. Margit arbeitete währenddessen an ihrem Computer, und ab und zu kam die Sekretärin mit kleinen Zetteln herein, auf denen sie Namen von Leuten notiert hatte, die versucht hatten anzurufen.

Als mein Vater endlich kam, redete er lange mit Margit. Ich saß draußen und konnte nicht hören, worüber sie sprachen, aber danach sah er wütend aus.

»Du sollst dich verflucht nochmal anständig benehmen«, sagte er und gab mir meine Brotbox. Darin waren drei Brote mit Rote-Bete-Salat. Ich hasste Rote-Bete-Salat, und das hatte ich ihm schon oft gesagt.

»Ich benehme mich doch anständig«, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf.

»Dann gib dir mehr Mühe«, sagte er. Margit und er hatten besprochen, dass es wohl am besten war, wenn ich den restlichen Tag zu Hause blieb, um über die Dinge nachzudenken. Bevor wir gingen, warf ich die Brote in Margits Papierkorb, worüber sie die Nase rümpfte.

»Bis morgen«, verabschiedete ich mich.

»Allerdings«, antwortete sie.

Als wir nach Hause kamen, redeten wir nicht weiter drüber, und ich ging in den Stall, um nach den Raketen zu sehen. Aber sie waren weg.

»Hast du meine Raketen gesehen?«, fragte ich meinen Vater.

»Die hinter der Tür?«

»Ja.«

»Die liegen unten vorm Kessel.«

»Warum hast du sie dahin gelegt?«

»Die gehören doch in den Müll? Dann kann ich sie genauso gut verfeuern.«

»Nein, ich sammle die.«

»Was sammelst du denn für einen Quatsch?«

»Das ist kein Quatsch.«

»Na, aber sicher doch.«

»Nein!«

»Wenn du meinst«, sagte mein Vater.

Die Raketen lagen vor der Luke des Heizkessels. Zwölf Stück und eine Fontäne, die aber nicht zählte. Ich musste unbedingt noch mehr finden, bevor andere sie mir wegschnappten. Bis zum nächsten Silvester dauerte es noch lange. Während ich auf dem verdreckten Stallboden saß, hörte ich Omas Stimme bei den Kühen.

»Lars, ihr fahrt jetzt besser ins Krankenhaus. Sie haben gerade angerufen. Es ist soweit«, rief sie.

Ich ging zu ihnen. Oma stand in einem riesigen Kuhfladen, sie trug die Badelatschen meiner Mutter. Nicht einmal eine Jacke hatte sie an. Mein Vater bat sie, O.P. zu fragen, ob er die Kühe fertig melken könnte. Da entdeckte er mich und starrte mich an. Dann lehnte er die Mistgabel an die Wand.

Wir fuhren nach Viborg, und mein Vater zeigte auf ein hohes Gebäude, das sich auf der anderen Seite eines Kreisverkehrs befand.

»Das ist das Krankenhaus, in dem ihr alle geboren seid«, erklärte er uns.

»Das weiß ich noch genau«, behauptete Morten.

»Weißt du gar nicht«, sagte ich.

Nina sabberte bloß, während mein Vater ins Parkhaus unter dem Krankenhaus fuhr. Dort war es dunkel. Er parkte in einer Lücke zwischen zwei Autos, stellte die Parkscheibe ein und schloss ab.

»Kommt«, sagte er. Er schien schon oft dort gewesen zu sein, denn er kannte sich aus. Wir fuhren mit dem Aufzug nach oben. Ich drückte auf alle Knöpfe, sodass er in jedem Stockwerk hielt.

»Was zum Teufel soll das, du Clown?«, schimpfte mein Vater. »Dafür haben wir wirklich keine Zeit.« Er schlug meine Hand von den Knöpfen. Es tat weh, als seine Fingerknöchel meine trafen. Ich lehnte mich mit dem Rücken gegen die Aufzugwand und betrachtete den roten Alarmknopf. Ich hatte Lust herauszufinden, was wohl passierte, wenn man ihn drückte, traute mich aber nicht. Seit Silvester sah mein Vater eigenartig aus. In einer Etage auf dem Weg nach oben stieg eine Dame in einem weißen Kittel ein. Sie lächelte mich an, und ich versuchte, das Lächeln zu erwidern, ohne ihr in die Augen zu sehen. Als der Aufzug endlich auf der Entbindungsstation hielt, stiegen wir aus. Die Dame im Kittel fuhr weiter. Mein Vater nahm meine Schwester auf den Arm und wandte sich an meinen Bruder und mich.

»Bleibt kurz hier stehen«, sagte er und redete mit einer anderen Frau in einem Kittel.

»Mein Beileid«, hörte ich sie zu meinem Vater sagen. Dann kamen sie zurück, und die Frau begleitete uns zu einer Tür, an die sie klopfte.

»Bitte«, sagte sie und machte auf, wir gingen hinein. Meine Mutter hatte das Zimmer für sich allein. Neben ihrem Bett stand ein kleineres, das Rollen hatte. In einer Vase auf dem Nachttisch waren Blumen, und auf einem Rolltisch stand ein ausgeschalteter Fernseher. Die Krankenschwester nahm die Hand meiner Mutter.

»Wie geht es Ihnen?«, fragte sie, aber meine Mutter antwortete nicht.

»Ihre Familie ist jetzt da«, probierte es die Krankenschwester noch einmal.

Meine Mutter rieb sich die Augen und setzte sich im Bett ein wenig auf. Sie sah müde aus und drehte den Kopf zur Seite, dann fing sie an zu weinen. Es war das erste Mal, dass ich sie weinen sah, aber ich traute mich nicht, sie zu trösten. Ich weiß nicht, wie das geht, dachte ich, obwohl ich schon Lust gehabt hätte, es zu versuchen. Ich wollte gerade zu ihr und sie umarmen, da sagte mein Vater: »Eure Mutter war bewusstlos.«

Sein Blick war wie versteinert, während er Nina auf dem Arm hielt. Morten hatte sich eine Orange aus einer Obstschale genommen und spielte mit ihr auf dem Gang. Sie rollte dort entlang, und eine Schiebetür öffnete sich.

»Komm her«, sagte mein Vater, und Morten kam zu uns ans Bett. Wir standen alle ums Bett meiner Mutter. Ihr Gesicht war ganz blass, und ich ballte die Hände, um mich zusammenzureißen. Es wäre nicht gut, wenn ich jetzt auch zu weinen anfing. Aber das tat ich trotzdem. Die Tränen liefen mir über die Wangen, und ich konnte nichts sagen. Meine Mutter nahm meine Hand.

»Ich bin wieder wach. Alles gut«, sagte sie.

»Aber es ist etwas passiert, über das wir reden müssen«, sagte mein Vater.

»Ja«, sagte meine Mutter.

»Ihr bekommt doch keine kleine Schwester«, sagte er.

»Warum?«, fragte ich.

»Sie ist tot.«

»Wie das?«, fragte ich.

»In Mamas Bauch. Sowas passiert manchmal. Ihr könnt hingehen und sie euch ansehen.« Er zeigte auf das kleine Bett mit den Rollen, das neben dem meiner Mutter stand. Darin lag ein kleines Baby mit gelben und blauen Flecken am ganzen Körper. Die Augen waren geschlossen und eingesunken, das Haar ganz dünn.

»Sie soll Stine heißen«, sagte mein Vater.

»Wozu bekommt sie einen Namen, wenn sie gar nicht gelebt hat?«, fragte ich.

»Wie kannst du so etwas fragen? Sie muss doch irgendwie heißen. Sie muss doch einen Namen haben.«